Auf missionarischem Neuland in Südindien

Von Paul Gäbler

Quelle:
Die deutsche evangelische Heidenmission,
Jahrbuch 1935 der vereinigten deutschen Missionskonferenzen, Hamburg, Seite 65 - 71

Wie ist Südindien so weit, so weit! Da gibt es keine Berge und Täler, alles ist flach und oft eintönig, wenn wir uns in den südöstlichen Bezirken befinden. Ist die Regenzeit erfolgreich, so sind die vielen Stauseen, welche die Fluren bewässern sollen, zum Überfließen voll, und der Fuß hat sich seinen Pfad mühsam zwischen den Feldern auf abschüssigen Feldrainen und durch aufgeweichte Dorfwege zu suchen. Aber wird es Februar und März, so brennt die Sonne mit immer stärkerer Glut vom Firmament herab, und die grünende Flur verwandelt sich in sandbedeckte Einöde, in der sich nur noch Kakteen wohlfühlen, während Mensch und Tier seufzen. Da ist es wie in einem Glutofen. Weit, weit ist die indische Tiefebene, und oft sind die Dörfer zerstreut und durch Meilen öder Fläche voneinander getrennt. Auf einer kleinen Anhöhe, die um wenige Meter aus dem Flachland hervorragt, oder unter einer Gruppe von Bäumen sind die Hütten hingelagert, meist ein armseliges Dorf, manchmal eine kleine Stadt, hier ein elendes Pariaviertel, dort der Hof eines Großgrundbesitzers.

Viel ließe sich schreiben von der Buntheit indischer Freuden und Leiden, von den gewaltigen Gegensätzen innerhalb der indischen Welt und auch des indischen Dorfes. Und doch treten diese Unterschiede ganz zurück hinter dem Gemeinsamen, das die Dörfler untereinander und vielfach auch mit den Städtern verbindet. Das ist ihre Einstellung dem Leben und seinen Geheimnissen gegenüber, wie sie sich in ihren religiösen Anschauungen offenbart. Freilich gibt es auch da Sondermeinungen, besonders unter den Gebildeten. Aber nimmt man das schlichte, breite Volk, die Bauern und Kulis, die Kleinhändler und Handwerker, so huldigen sie fast alle einer Art Animismus, der mit spezifischen Elementen des Hinduismus durchsetzt ist. Dazu gehört der Glaube an einen höchsten Schöpfergott, der auch jetzt noch über der Welt waltet und sie erhält. Sie wissen, dass mit dem Tode noch nicht alles zu Ende ist, sondern der Mensch irgendwie weiterlebt, wobei der Gedanke der Seelenwanderung oft nicht einmal klar ausgeprägt ist. Sie haben einen strengen Sittenkodex, äußerlich oft zwar, aber sie wissen, dass Sünde nicht bloß mit zeremonieller Unreinigkeit gleichzusetzen ist, sondern auch in der Unreinheit des Herzens besteht. Allerdings ist mit diesen Grundanschauungen der Glaube an Götter und Dämonen und ein phantastischer Aberglaube verquickt. Immer wieder stößt man auf seinen Fahrten auf zahllose Tempel und Tempelchen, Götzenbilder und Altäre, die steingewordenen Zeichen der Gottessehnsucht der Inder. Sie achten auf Vorzeichen und richten sich nach den Stunden des Tages, die je nachdem glücklich oder gefahrdrohend sind. Und dann gehen die Menschen mit ihren Anliegen zur Gottheit, um durch Opfer oder Gaben oder auch einfach durch ein Niederfallen vor der Gottheit Erfüllung ihrer Bitten zu erflehen. In Zeiten von Heimsuchungen, wenn Missernte droht oder Pestilenzen einhergehen, vereinigt sich das ganze Dorf zu gemeinsamen Bittgängen, und zu anderen Zeiten werden die großen Tempelfeste ein Anlass zu fröhlichem Zusammensein. Und doch, nimmt man alles in allem, die äußeren Nöte und das religiöse Sehnen, das letztlich in der Irre geht, so wird dem Missionar das Herz unendlich schwer. Denn was er bei den Dörflern tagaus, tagein aus allernächster Nähe schaut, ist Öde und Leerheit, Müdigkeit und Armut. Heiß ist die indische Sonne, anstrengend die Arbeit, schwül die Nacht. Arm ist das Leben an Hoffnungen, reich an Enttäuschungen. Nach ehernen Gesetzen nimmt das Dasein seinen Lauf, unerbittlich ist das Karma, unersättlich sind die Götter, und der Mensch ist nichts als Staub. Was für Hoffnungen kann solch eine Religion wecken? Was

für einen Trost kann sie spenden? Was für Kraftquellen vermag sie zu erschließen? Wohl zeigt sie dem Menschen seine Ohnmacht und Schuld, aber Freiheit und Erlösung vermittelt sie nicht, und Gottes Antlitz bleibt verhüllt.

Da ist es unendlich beglückend zu wissen, dass das, was wir den Indern zu bringen haben, eine frohe Botschaft ist, die nicht nur auf die letzten Fragen des Lebens eine Antwort gibt, sondern auch den Weg zur Gemeinschaft mit Gott weist und das Menschenherz frei und stark macht. Nur Christus ist fähig, die Inder - wie auch uns - mit dynamischen Kräften zu erfüllen, so dass die Lethargie ihres Denkens und Handelns weicht, dass ihre Ketten gesprengt werden und sie hinfort als frohe Gotteskinder ihre Straße ziehen, mannhaft streiten und siegen.

Aber wie geschieht die Ausrichtung dieser Botschaft? Statt prinzipiell davon zu reden, soll im Folgenden ganz schlicht nach eigenem Erleben geschildert werden. Vor mehreren Jahren wurde ich auf eine Missionsstation mit Namen Pattukkottai versetzt, wo lange alle evangelistische Arbeit geruht hatte. Das Hinterland dieser Station mit ihren rund sechshunderttausend Menschen konnte weithin als missionarisches Neuland angesprochen werden. Ich selbst hatte nur den einen Auftrag, diesen Bezirk zu bereisen und mich soviel als möglich der missionarischen Verkündigung zu widmen. Zunächst besorgte ich mir Generalstabskarten von jenem Gebiet. Es waren modernste Karten in mehrfarbigem Druck und in sorgfältigster Ausführung; denn die englische Regierung hatte gerade kurz vorher alles neu vermessen lassen. Nach diesen Karten richtete ich genau meine Reisen und Wanderungen ein. Die Frage war, wie ich auf die Dörfer hinauskam und dort existieren konnte. Zeltleben kam bei der stechenden südindischen Sonne überhaupt nicht in Frage. Lehrer hatte die Mission in dieser Gegend auch noch nicht, sonst hätte ich mich bei ihnen einquartieren können. Und Gasthäuser gibt es erst recht nicht. Da war ich froh, als ich feststellte, dass es in jenen Landschaften eine Reihe von Rasthäusern gibt. Dort in der Nähe führt die alte Pilgerstraße nach Rameswaram, einem Wallfahrtsort der Hindus. Seit alten Zeiten gibt es auf jener ganzen Strecke Rasthäuser. Freilich sind sie meist für uns Europäer nicht verlockend, da sie eng, schmutzig und voller Ungeziefer sind. Sie sind auch gewöhnlich von einer Anzahl etwas heruntergekommener Sannyasis, wandernder Heiliger, bevölkert, die eine indische Landplage sind und die man wegen ihrer Faulheit und Bettelhaftigkeit lieber meidet. Daneben gibt es jedoch eine andere Klasse von Rasthäusern, die von der Regierung oder von Ortsbehörden gebaut sind und unterhalten werden. Sie sind gewöhnlich luftig und liegen in einem kleinen abgeschlossenen Grundstück. Sie befinden sich in der Obhut eines indischen Wächters, und Obdach findet man dort nur gegen Entrichtung eines bestimmten Tagespreises, der einen halben oder ganzen Rupie beträgt. So war mein Plan schnell fertig: Ich besuchte der Reihe nach die meisten dieser Rasthäuser, die ich jeweils für mehrere Tage oder auch für eine Woche und länger zu meinem Standquartier machte, um von ihnen aus die umliegenden Ortschaften zu besuchen. So lernte ich allmählich meinen Bezirk näher kennen, ich besuchte wieder und wieder die gleichen Gegenden, und allmählich bildeten sich Zentralpunkte der evangelistischen Arbeit heraus. Natürlich bevorzugte ich die Orte, in denen am ehesten ein Echo zu verspüren war; und eine Zusammenfassung der Arbeit war nötig, weil ich der einzige Missionar in dieser Gegend war und an meiner Seite nur noch zwei indische Evangelisten standen, zwei Kandidaten der Theologie, die auch selbst noch wenig Erfahrung besaßen. Während ich jetzt auf Urlaub bin, führt der eine von ihnen die Arbeit allein fort, bis ich nach Indien zurückkehre, während ein Missionar von Zeit zu Zeit auf wenige Tage die Station besucht.

Schon rein körperlich sind manche Schwierigkeiten zu überwinden. Die Reise zu den Rasthäusern muss genau vorbereitet werden, zumal die Missionarsfrau nicht mitkommen kann, sondern bei den Kindern bleiben muss. In einer größeren Holzkiste werden die Kochtöpfe, Nahrungsmittel und einige Stall-Laternen verstaut. Dazu kommen noch lose ein Bündel Feuerholz, ein Feldbett mit den Decken und dem Moskitonetz, ein dickbäuchiges, langhalsiges Tongefäß mit frisch abgekochtem Trinkwasser, das dann täglich erneuert wird, ein Blechköfferchen mit Zeug und Wäsche und den Bündeln von Evangelien und Flugblättern usf. Und dann geht es in Begleitung eines jungen Mannes, der sich auf das Kochen versteht und uns das Essen zuzubereiten hat, während wir die Dörfer besuchen, mit Autobus, Eisenbahn oder Ochsenwagen, oft auch zu Fuß, nach dem Rasthaus. Dort gibt es meist einige Tische und Stühle, manchmal aber auch überhaupt kein Mobiliar, so dass wir beim Essen mit untergeschlagenen Beinen auf einer Matte am Boden sitzen müssen. Nicht selten ist das Dach schadhaft, so dass man vor allem während der Regenzeit von einer Ecke in die andere ziehen muss, um nicht allzu nass zu werden. In aller Frühe geht es dann hinaus auf die Dörfer, von denen wir gegen Mittag zurückkehren, um dann nach einigen Stunden Mittagsrast wieder bis zum Anbruch der Dunkelheit tätig zu sein. Da bedarf es häufig der Anspannung aller Kräfte, um in der sengenden Glut der Ermüdung, die

selbst die an das Klima gewohnten Inder schwer anficht, nicht Raum zu geben.

Aber allmählich kann man sich an Derartiges gewöhnen, da der Körper über eine wundervolle Anpassungsfähigkeit verfügt, solange man gesund ist. Viel schwieriger jedoch ist die geistige Akklimatisation, das immer tiefere Eindringen in die fremde Sprache, das Vertrautwerden mit dem fremden Volkstum, das liebende Verstehen des fremden Menschentums, das Einfühlen vor allem in die religiöse Vorstellungswelt. Da ist es unschätzbar wertvoll, wenn der eingeborene Mitarbeiter, mit dem man auf diesen Reisen Tag und Nacht zusammen ist und mit dem man alles teilt, seine Scheu überwindet und sein Herz auftut und zum Freund und Bruder wird. Erst dann fängt die Fremde an, zur Heimat zu werden. Und der Missionar muß ja tief einwurzeln, wenn anders er fähig werden soll, den anderen die frohe Botschaft tief ins Herz hineinzusagen, so dass sie in Christus nicht den Heiland der Deutschen, sondern vor allem den Retter in ihren eigenen Nöten erkennen.

Auf mannigfaltige Weise geschieht nun die Verkündigung. Das Gewöhnliche sind Dorfbesuche, bei denen man von Haus zu Haus geht und überall auf den Straßen und an den Zäunen mit den Leuten Gespräche anknüpft, ihnen Flugblätter zu lesen gibt und auch Evangelien an sie verkauft. Alles, was wir sehen und womit sie beschäftigt sind, muß dabei zu einem Gleichnis werden, um den Dörflern die Botschaft anschaulich und gegenwartsnah zu machen. Wir werden dies gleich nachher noch durch ein Beispiel deutlich zu machen versuchen. Das Überraschende bei diesen Dorfbesuchen ist die für uns Abendländer kaum glaubliche Aufgeschlossenheit der Inder für religiöse Dinge. Sie haben eigentlich immer Zeit und Bereitschaft, ja lebhaftes Interesse für Gespräche über Gott und vergessen selbst ihre Arbeit darüber. Erst neuerdings beginnt die atheistische sog. Selbstrespektsbewegung hierin einen traurigen Wandel zu schaffen.

Zu den Einzelgesprächen kommen dann Ansprachen, die sich an einen größeren Kreis von Zuhörern wenden; bei jedem Gespräch besteht eigentlich die Möglichkeit, dass es mit solch einer Ansprache abschließt. Als direkte Methode der missionarischen Verkündigung treten dann aber diese Ansprachen in der Form der Heidenpredigten bei den großen Märkten in Erscheinung. Ihr besonderer Wert besteht darin, dass durch sie eine große Schar von Dörflern, die auch aus abgelegenen Ortschaften stammen, erreicht werden können. Andererseits erfordern diese Marktansprachen bei dem dort herrschenden orientalischen Treiben besonders für den jungen Missionar ein hohes Maß von Entschlossenheit und innerer Sammlung. Auch bei den großen Heidenfesten fehlt nicht das Zeugnis der Mission, nur dass dort mehr die Schriftmission und das fleißige Verteilen von Flugblättern im Vordergrunde steht. Eine besondere Form der Vertiefung der Botschaft ist die Veranstaltung von Lichtbilderabenden, an denen man den Dorfbewohnern auf einem freien Platz abends Bilder aus dem Leben Jesu zeigt. Das ist dann eine besonders schöne Gelegenheit, ihnen im Zusammenhang die ganze Größe und Kraft der Persönlichkeit Jesu zu zeigen. Es ist ergreifend, wenn in solch einer Stunde die sonst so gesprächigen Inder immer stiller werden und wie gebannt auf die Bilder blicken und auf die Geschichte des Gottessohnes lauschen, der in diese armselige Welt gekommen ist, um auch sie zu befreien, sie, die sich oft so einsam und verlassen dünken, dort fernab in ihrem abgelegenen Dorf. Und dann beginnen sie zu begreifen, dass Gott ein Vater ist, der auch sie liebt.

Und nun sei an einem Beispiel gezeigt, wie sich etwa solch ein Gespräch entwickeln mag, wenn wir in ein Dorf kommen. Vielleicht haben wir bei einigen nur kurze Gespräche geführt. Da lädt uns ein etwas Vornehmerer ein, dass wir uns bei ihm auf dem Fußboden der Veranda niedersetzen. Wir fragen ihn nach seinem Ergehen, und er klagt, dass die Zeiten schlecht seien. Der Regen lasse auf sich warten, die Preise seien hoch, im Hause habe er Krankheitsnot. Wir erwidern, dass es leider wahr sei, dass wir mit viel Schwierigkeiten zu kämpfen hätten. Wir dürften jedoch nicht in den Sorgen dieser Welt aufgehen, sondern müssten unsere Sinne auf den richten, der uns geschaffen hat, Gott. "Aber was hilft mir Gott, wenn ich jetzt soviel leiden muss?" Wir sagen: "Das ist es ja gerade: Wir vergessen Gott leicht, wenn es uns gut geht. Darum schickt Gott Trübsale, damit wir uns wieder zu ihm wenden." "Das ist freilich richtig. Im übrigen ist es doch selbstverständlich, dass man an Gott denkt." "Selbstverständlich schon. Aber gibt sich Gott damit zufrieden? Angenommen, ein Vater hat einen Sohn, den er mit viel Liebe aufzieht. Dieser Sohn setzt sich eines Tages in eine Ecke und rührt keinen Finger mehr. Der Vater ruft ihn zur Arbeit, er kommt nicht. Schließlich findet ihn sein Vater und fragt ihn: ‚Mein Sohn, was machst du hier?' Da antwortet der Sohn: "Vater, ich denke an dich.' Was soll man zu solch einem Sohn sagen?" Da lächelt der Zuhörer: "O weh, der Sohn sollte lieber seinem Vater seine Liebe durch die Tat beweisen!" Wir fahren fort: "So ist es in unserem Verhältnis zu Gott. Er ist unser Vater, wir seine Söhne. Er will, dass wir ihm als rechte Söhne dienen." Nach einer Pause fügen wir die Frage an: "Wie weit können wir ein wahr-

haft tugendhaftes Leben führen und Gottes Gebote halten?" Ohne Besinnen lautet die Antwort: "Wir ein Gott wohlgefälliges Leben führen? Wir seine Gebote halten? Das können wir nicht!" Es ist das tief empfundene, unendlich oft in den indischen Dörfern uns entgegenklingende Echo des Pauluswortes: Wollen das Gute habe ich wohl, aber vollbringen das Gute finde ich nicht. So setzen wir an diesem entscheidenden Punkte ein: "Gewiss, Sie haben recht. Einmal eine gute Tat tun, das bringen wir vielleicht fertig. Aber stets das Gute tun, das ist unmöglich. Wenigstens von uns aus gesehen. Oder ob es nicht doch eine Möglichkeit gäbe, dass wir aus dem schrecklichen Kreislauf der Sünde herauskämen?" Und nun greifen wir den in Indien überall geläufigen Guru-Gedanken auf: "Es müsste denn sein, dass ein Guru, ein frommer, von Gott gesandter und von ihm erfüllter Lehrer zu uns käme, der selbst von aller Sünde frei wäre und uns zu seinen Jüngern machte, uns den Weg zu Gott zeigte, ja uns mit Gott vereinigte - wäre es dann nicht denkbar, dass durch ihn unser Leben erneuert wird?" "Gewiss, denkbar wäre das!" "Haben Sie schon einmal von solch einem Guru gehört?" "Von solch einem Guru? Einem, der selbst gut ist und andere gut macht? Nein, nie!" "Das ist doch furchtbar! Da müssten wir also immer als schlechte Menschen dahinleben und so dahinsterben? Aber haben Sie denn wenigstens nachgeforscht, ob es solch einen Guru gibt?" "Nein, der Gedanke ist mir noch nicht gekommen." "Sehen Sie, so gleichgültig sind wir Menschen. Wir sind wirklich schlechte Menschen, die ihrem Vater Kummer über Kummer bereiten." Wenn wir so weit gediehen sind und uns überzeugt haben, dass unser Gegenüber ein wenig verstanden hat, was wir klarmachen wollen, und wenn wir merken, dass ihm die Sache nicht gleichgültig ist, gehen wir einen Schritt weiter. Denn nun ist der Zeitpunkt zur Ausrichtung der frohen Botschaft gekommen: "Sie haben noch nicht von solch einem Guru gehört. Nun sollen Sie wissen, dass es tatsächlich solch einen Guru gibt. Er heißt Jesus Christus. Wir schreiben jetzt das Jahr 1934. Warum? Weil es 1934 Jahre her ist, dass er geboren worden ist. Er kam als die Menschwerdung Gottes auf diese Erde herab. Er lebte in Palästina, das ebenso wie Indien zu Asien gehört. Nach seinem Tode erstand er auf und lebt in Gemeinschaft mit Gott, zu dessen rechter Hand er sitzt. Er ist mein Guru. Ich bin sein Jünger. Er hat den Befehl gegeben, dass seine Jünger in alle Welt gehen und das Evangelium aller Kreatur verkündigen sollen. So bin ich nach Indien gekommen, habe Ihre Sprache gelernt und bin in Ihr Dorf gereist, um die Botschaft dieses göttlichen Gurus auszurichten. Und seine Botschaft an Sie lautet, dass Sie auch sein Jünger werden sollen. Wenn wir ihm unser Herz zukehren, wird es rein. Wie der Bast den Geruch der Blumen annimmt, die er zusammenbindet, so nehmen wir die Art dieses Guru an. Er hilft uns, dass wir nicht jähzornig werden, keinen Palmwein trinken, nicht zanken. Freilich, wenn wir uns von ihm entfernen, fallen wir in Versuchungen und sündigen. Aber solange wir mit ihm herzliche Gemeinschaft haben, sind wir vor allem Bösen wohl bewahrt. Wie lieben wir diesen Guru! Wie gern möchten wir, dass ihn auch andere kennen und lieben lernen!..." Und so fort. Je nach den Umständen und dem Verlauf des Gespräches, das natürlich auch völlig andersartig verlaufen mag, flechten wir Stücke aus dem Leben Jesu oder aus seinen Reden und Gleichnissen ein, und so verkündigen wir überall die Botschaft vom Gottesreich. Manchmal schütteln die Leute den Kopf; es ist ihnen zu neu und ungewohnt. Manchmal lauschen sie in tiefer Bewegung. Schließlich ziehen wir weiter, und nach einiger Zeit kehren wir wieder in das gleiche Dorf zurück und verkünden die gleiche Botschaft auf andere Weise, wieder und wieder. Es ist mühselige, und doch unendlich beglückende Erstlingsarbeit.

Wie eine göttliche Verheißung steht ein leuchtendes Sternbild am tropischen Himmel: das Kreuz des Südens. Wenn wir nach den Mühen des Tages im leisen Abendfrieden auf der Veranda des Rasthauses sitzen und stille Einkehr halten, grüßt es uns als ein lichtes Unterpfand des Liebesratschlusses Gottes, dass er sich aller Menschen erbarmt. In solchen Stunden flehen wir mehr noch als sonst zu dem Mann am Kreuze, dass er unseren Dienst segnen wolle und sich den Männern und Frauen in den verlassenen indischen Dörfern offenbaren, dass sie ihn finden und ihm nachfolgen.